

Es war das Jahr 2009. Seit Jahren leide ich an einer immer wiederkehrenden Depression. An panischen Angstzuständen und an einer Psychose. Auch war jedes Mal der Alkohol mit im Spiel. Nun hatte ich wieder so eine Phase, in der es mir schlecht ging. Deswegen beschloss ich, im Februar in die Psychiatrie zu gehen. Ich wurde daraufhin fachmännisch behandelt. Während meines Aufenthaltes in der Psychiatrie bekam ich eine doppelseitige Lungenentzündung. Ich hatte hohes Fieber und musste ständig husten. Dies wurde mit Antibiotika behandelt. Ein paar Tage später ging es mir psychisch wieder besser. Doch die Lungenentzündung hatte ich immer noch. In diesem gesundheitlichen Zustand wurde ich aus der Psychiatrie entlassen und die Antibiotika wurden gleichzeitig abgesetzt. Zu Hause hatte ich keinen Husten mehr. So war die Erkrankung für mich abgeschlossen. Ich dachte mir in den darauffolgenden Wochen auch gar nichts mehr dabei. Was für eine schreckliche Geschichte auf mich zu kommen würde, erahnte ich noch nicht.

Im August hatte ich wahnsinnige Schmerzen in der Bauchgegend. Und der Husten fing auch wieder an. Ich hatte 39° Fieber. Nach zwei Tagen hielt ich es nicht mehr aus und rief den Notarzt. Ich packte schon meinen Koffer fürs Krankenhaus. Dies strengte mich sehr an, da ich noch einen starken Schweißausbruch bekam. Ich konnte vor lauter Schmerzen nicht mehr stehen. Es dauerte nicht mehr lange und der Notarzt traf ein. Meine Frau Erika machte

ihm die Tür auf. Sie stand mir an den Tag sehr zur Seite, was mich auch beruhigte. Ich schilderte dem Notarzt meinen gesundheitlichen Zustand, sodass er gleich handeln konnte. Er untersuchte mich und tastete mir den Bauch ab. Auch hörte er meine Lunge ab. Er sagte, es sieht nicht gut aus und ich müsste ins Krankenhaus. Gleichzeitig bestellte er den Krankentransport. Die Fahrt dauerte nicht lange und ich kam im Krankenhaus in Mainz an. Dort wurde ich erst einmal gründlich untersucht. Unter anderem kam ich zum Röntgen der Lunge zum Ultraschall. Wegen der Schmerzen in der Bauchgegend wurde ich gründlich abgetastet und es wurde mir auch Blut abgenommen. Die Ärzte stellten eine doppelseitige Lungenentzündung fest. Und sie sagten auch, ich hätte eine Bauchspeicheldrüsenentzündung. Ich musste im Krankenhaus bleiben und kam auf eine der Stationen. In dem Zimmer, in das ich mit dem Bett reingeschoben wurde, war es schön kühl. Es waren ja 31 Grad Hitze draußen. Ich ruhte mich erst einmal aus. Ständig musste ich husten und ich hatte starke Schmerzen in der Bauchspeicheldrüse. Dagegen bekam ich ein starkes Schmerzmedikament. Mein Zimmernachbar erzählte mir ständig irgendwelche Geschichten. Dies lenkte mich von den Schmerzen ein wenig ab. Drei Wochen lag ich in der Klinik, bis sich mein Allgemeinzustand wieder besserte. Ich konnte entlassen werden. Vier Monate hatte ich Ruhe und fühlte mich gesund. Aber von meiner Psyche her ging es mir wieder schlecht. Ich kam im Oktober wieder in die Psychiatrie. Diesmal außerhalb von Mainz. Es war ein sehr schöner Aufenthalt und ich erholte mich gut. Sechs Wochen war ich schon dort. Plötzlich hatte ich wieder Hustenreiz und beim Laufen bekam ich schwer Luft. Auch die Treppen kam ich nicht mehr hoch. Es ging so weit, dass ich von der Psychiatrie aus in eine Spezialklinik kam. Dort lag ich zwei Tage. Es wurde eine Lungenspiegelung bei mir durchgeführt. Doch die Ärzte hatten bei mir keine Erkrankung feststellen können. Ich kam

wieder in die Psychiatrie. Mein Aufenthalt dort dauerte noch zwei Wochen. Mir wurde nahegelegt mit dem Rauchen aufzuhören. Ich schaffte es nicht. Aber mit der Zeit wurde meine Atmung wieder besser. Zu Hause ging mein Alltag weiter. Es war der Monat Dezember und ich bekam wieder Depressionen. Ich fing wieder an zu trinken. Dieser Zustand verstärkte sich so sehr, dass ich noch einmal in diese Psychiatrie musste und einen Alkoholentzug mitmachte. Während des Aufenthaltes bekam ich wieder Luftnot. Dieser Zustand verschlechterte sich von Stunde zu Stunde. Bis ich es nicht mehr aushielt und ich verständigte das Personal. Sie nahmen meine Beschwerden nicht ernst. Ich geriet in panische Angst und drang darauf, dass sie den Notarzt holen. Doch dies geschah nicht. Der Bereitschaftsarzt war noch frech zu mir. Nach langem Herumdiskutieren mit ihm brach ich meinen Aufenthalt in der Psychiatrie ganz konsequent ab. Der Arzt wollte mich nicht gehen lassen. Doch mir war mein Befinden so ernst, das ich mich durchsetzte und energisch auftrat. Ich fuhr mit dem Taxi nach Mainz. Die Fahrt kostete mich 60 Euro. Doch ich wollte so schnell wie nur möglich nach Hause. Dort erwartete mich ganz besorgt meine Frau.

Ganz aufgeregt erzählte ich ihr, wie man mit mir in der Psychiatrie umging. Sie war ganz entsetzt. Es ging nicht mehr. Ich bekam nur noch ganz schlecht Luft. Meine Frau verständigte den Notarzt. Innerhalb von zehn Minuten war er bei uns. Ich konnte mich nicht mehr bewegen und dachte, es schnürt mir die Luft weg. Dem Notarzt schilderte ich meinen gesundheitlichen Zustand. Er bemerkte gleich, wie schlecht es mir ging und behandelte mich ganz schnell. Er sagte, ich muss so schnell wie nur möglich ins Krankenhaus. Es dauerte nicht lange und ich lag im Krankenwagen. Mit Blaulicht fuhren sie zügig ins Krankenhaus und kontrollierten meinen Allgemeinzustand. Die Lungensauerstoffsättigung war ganz niedrig. Meine Luft war so knapp, dass nicht

mal mehr Sauerstoff half. Mir war schwindlig und ich bekam panische Angst. Ich hatte nur noch das Gefühl, ich müsste sterben. Von da an wusste ich nichts mehr. Ich war ohnmächtig. Erst im Krankenhaus wachte ich für einen kurzen Moment auf. Alles in meiner Umgebung nahm ich nur unwirklich wahr. Ich kam mir vor, als stünde ich neben mir. Wie im Tran sah ich die vielen Ärzte, die hektisch an mir rumhantierten. Sie versuchten ständig eine künstliche Beatmungsmaske auf mein Gesicht zu setzen. Doch ich bekam ständig Platzangst und geriet in Panik. Durch die künstliche Beatmung hatte ich erst recht das Gefühl, ich müsste ersticken. Ich wehrte mich gegen diese Maske und drehte immer wieder meinen Kopf weg. Dann war bei mir Filmriss. Es war das Nichts in meinem Leben. Vor so einem Zustand hatte ich mich immer gefürchtet. Das Nichts, als wäre man tot. Ich glaube auch, dass so der Tod ist. Kein Bewusstsein mehr, keine Gefühle mehr, kein kostbares Leben mehr. Alles, was vorher existierte, ist einfach ausgelöscht. Man ist einfach nicht mehr da. Unvorstellbar, aber wahr. Doch ich war nicht tot. Ich wurde ins künstliche Koma versetzt. Die Ärzte mussten mich intubieren. Nur so konnte mir noch geholfen werden. Sieben Tage lag ich im künstlichen Koma. Mein Gesundheitszustand war sehr kritisch. Das Leben von mir hing an einem seidenen Faden. Die Ärzte wussten nicht, ob ich die das Ganze überleben würde. Sie gaben meiner Frau keinerlei Hoffnung und wollten, dass sie sich seelisch und moralisch bei mir verabschiedete. Aber sie sagten auch, ich hätte noch einige Reserven. Man müsste abwarten. Dann bekam ich noch einen Herzstillstand. Die Ärzte mussten mich reanimieren. Sie schafften es geradeso und retteten mir somit das Leben. Das alles berichtete ein Arzt meiner Frau. Sie war jeden Tag ein paar Stunden bei mir. Bei dem, was die Ärzte ihr über mich sagten, musste sie sehr stark sein. Sie war ganz fertig und machte sich große Sorgen um mich. Dies alles ging ihr so nahe, dass sie oft weinte. Zu Hause hatte sie ein Foto

von mir aufgestellt, an dem sie ein Plastikengelchen daneben platzierte. Dabei betete sie mehrmals zu Gott, dass ich am Leben bleiben sollte. Sie flehte regelrecht darum. Obwohl sie gar nicht christlich ist, sah sie in ihrer Verzweiflung nur noch diesen Weg. Was meine Frau Erika mitmachte, war sehr schwer für sie. Sie hing ja so sehr an mir und hatte mich so lieb, dass es einfach unvorstellbar war für sie, mich eventuell zu verlieren. Sie informierte auch meine Geschwister und meinen Vater über meinen Allgemeinzustand. Mein zweitältester Bruder Bernd war sehr besorgt um mich und fuhr so schnell wie nur möglich von Dresden zu mir nach Mainz. In der Zeit, als er mit dem ICE fuhr, musste er an mich denken. Er erinnerte sich an die Jahre, als wir Kinder waren. An die vielen Erlebnisse, die wir miteinander hatten. Im Krankenhaus angekommen, begrüßte er meine Frau und nahm sie in den Arm. Gemeinsam setzten sie sich an mein Krankenbett und hielten abwechselnd meine Hand. Dabei sprachen sie ständig über mich und dachten über schöne Erinnerungen mit mir nach. In diesen Momenten merkt man erst mal, wie wichtig und kostbar der einzelne Mensch ist. Dass man mit Respekt den anderen schätzt und ihn achtet. Man sollte nichts verpassen im Leben und es auskosten, lieben und genießen. Es ist einfach sehr wertvoll für jeden von uns Menschen. Man sollte über jeden Tag, den man lebt, dankbar sein. Mit einer Bescheidenheit zufrieden sein Leben meistern und mit sich behutsam umgehen. Unser Dasein ist nicht selbstverständlich.

Mein Gesundheitszustand besserte sich. Die Blutwerte normalisierten sich und die Sauerstoffsättigung stieg auch wieder an. Die Ärzte holten mich wieder aus dem künstlichen Koma. Geradeso hatte ich es geschafft am Leben zu bleiben. Kurz bevor ich aufwachte, bekam ich zwei schreckliche Träume. Ich sah kreismäßig vier chinesische Köpfe vor mir. Sie lachten mich mit ihren Fratzen aus. In der Mitte von ihnen befand sich ein Strudel, der mich

versuchte in die Tiefe zu reißen. Ich kämpfte und wehrte mich mit Händen und Beinen. Ich war bemüht und versuchte mit aller Kraft, die ich besaß, oben zu bleiben. Mein Befinden war mit einem unangenehmen Gefühl verbunden und ich verspürte große Angst. Trotzdem rang ich um mein Leben und mein fester Wille ließ mich siegen. Der Strudel mit den Köpfen löste sich in Luft auf und ich war erleichtert. Gleich nach diesem Traum kamen mir wieder furchterregende Bilder. Ich sah mich nackt in einem geschlossenen Glaskasten. Vor ihm kläffte blutrünstig ein Kampfhund. Ich kämpfte wieder ums Überleben und versuchte mich aus dem Kasten zu befreien. Mit aller Kraft stieß ich gegen die Glaswände. Bis eine von ihnen zersprang und ich mich befreien konnte. Ganz aufgeregt lief ich ins Leere: bis auch dieser Traum verblasste. Noch lange Zeit dachte ich an diese zwei Träume. Sie hatten sich so sehr in meinem Verstand festgesetzt und ließen mir keine Ruhe. Es war wieder schwarz vor meinen Augen. Als ich aufwachte, lag ich mit dem Bett in einem Fahrstuhl. Er bewegte sich und ich sah plötzlich die Oberkörper von Ärzten. Sie sahen mich ganz freundlich an und sprachen mit mir. Nur, ich hatte nichts verstanden. Gleichzeitig hantierten sie an meinem Körper herum. Ich wusste nicht, wo ich war und schaute ganz benommen in die Runde. Natürlich lag ich in einem der Zimmer auf der Intensivstation. Dies war kein Traum. Ich bemerkte, dass ich in der Wirklichkeit angekommen war. Ganz benommen beobachtete ich meine Umgebung. Ich sah alles wie durch einen Schleier. Aufgeregt wollte ich mit den Ärzten sprechen. Doch ich bekam keinen Ton heraus. Ich hatte Schmerzen im Hals und verspürte Mundtrockenheit. Die Ärzte freuten sich, dass ich wieder zu mir gekommen bin und gingen auf mich ein. Sie beruhigten mich und erklärten mir meine Lage, in der ich mich befand. Das Ganze konnte ich noch nicht richtig realisieren und ich fühlte mich hilflos wie ein kleines Kind. Damit ich nicht gar so aufgeregt war, verabreichten sie mir eine

Beruhigungsspritze. Daraufhin schlief ich ein. Als ich aufwachte, bemerkte ich, dass ich an beiden Armen festgebunden war. Dies musste sein, da ich mir ständig die vielen Kabel von meinem Körper herausziehen wollte. Ich hatte Angst und versuchte mich immer wieder zu befreien. Doch es gelang mir nicht. Auch wollte ich aufstehen, um wegzulaufen. Ich zappelte mit meinen Beinen herum. Was für eine wahnsinnige Kraft man entwickelt, um sich zu bewegen. In meinem Wahn dachte ich, mir will man irgend etwas Böses antun. Dabei meinte das Personal es gut mit mir. Ich kam mir vor, als schwebte ich durch die Luft und sah mich in verschiedenen Räumen liegen. Ständig war irgendjemand vom Personal bei mir. Ich stand unter Beobachtung. Ich wusste nicht, ob alles realistisch war. Ich hatte Halluzinationen und sah irgendwelche erschreckenden Dinge. Auch besaß ich kein Zeitgefühl und hatte kein räumliches Sehen. Ich war verwirrt und desorientiert. In meiner Fantasie spann ich mir ständig was zusammen. Mein ganzes Befinden machte mir Angst und ich musste viel weinen. Ich fühlte mich einsam und ich spürte Bitternis. Meine Unruhe, die ich hatte, strengte mich selbst an. Im Allgemeinen war ich sehr fertig und sah das Personal und die Ärzte als meine Feinde an. Ich befand mich immer wieder in diesem Zustand.

Ein Pfleger betreute mich. In meinem Wahn fühlte ich mich von ihm angegriffen. Ich wollte meine festgebundenen Arme befreien. Er kontrollierte immer wieder, ob die Verbände an meinem Unterarm noch dran sind. Er sagte zu mir, das müsste so bleiben, ich sollte ruhig liegen bleiben. Auch bei dieser Geste wusste ich nicht, ob es Realität war. Ich hatte Angst vor ihm und sagte, dass mein Bruder Polizist sei und mich besuchen würde. Aber von der Drohung war der Pfleger nicht beeindruckt. Er verrichtete weiterhin seine Arbeit. Das mit dem Polizisten hatte ich mir natürlich zusammengespinnen. Ich wollte ihm Angst machen. In meinem Wahn sah ich mich mit dem Bett ständig in einem Fahrstuhl. Ich

hatte das Gefühl, das Bett kippt um. Ich sah mich auch oftmals in einem anderen Raum. Ständig überlegte ich mir, ob ich die Gegenstände, die mich umgaben, kannte. Meine Desorientierung machte mich fertig. Am Morgen dachte ich, es sei Abend. Die vielen Gedanken, die mir ständig im Kopf herumkreisten, waren durcheinander. Ständig dachte ich über Ereignisse nach, ob sie echt waren. Es wurde sogar ein Psychiater hinzugezogen. Aufgeregt und mit Tränen in den Augen berichtete ich über mein Leid. Doch er stellte mir nur Fragen und schrieb die Antworten aufs Papier. So blieb ich weiterhin unruhig und litt unter meinem hilflosen Zustand. Ich war sehr schwach und hatte keinen Halt. Alles, was mit mir geschah, belastete mich sehr. Doch genau in dieser Lage, in der ich mich befand, dachte ich plötzlich an eine Frau, in die ich heimlich verliebt war. Das erste Mal sah ich sie Anfang 2009, und mir gefielen gleich Ihre Augen. Ich sah ihre warmen Augen, die immer intensiv in meine Augen sahen, wenn sie mit mir sprach, und ich dabei rot wurde. Und hörte ihre angenehme Stimme. Ich dachte an Ihre schönen langen natürlichen Haare, die sie immer offen trug. Obwohl sie in meinem Alter sein müsste, sah sie noch jünger aus. Ich sah sie immer wieder vor mir, wie sie mich anlächelte. Für mich war diese Frau wie ein schöner Traum.

Ein wahnsinnig angenehmes Gefühl durchstriefte meinen Körper. Ich verspürte Wärme und es beruhigte mein Gemüt. Ich wünschte mir, ich könnte sie einfach nur sehen. Das würde mir schon genügen. Aber nur der Gedanke an sie gab mir wieder einen Halt und einen tiefen Sinn. Ich sammelte eine unwahrscheinliche Kraft und ich hatte gleichzeitig Hoffnung, dass es mir bald wieder besser gehen würde. Ich sagte mir immer wieder: ›Denke an sie und halte diesen Ausnahmezustand, in dem ich mich befinde, aus.‹ Geduldig ließ ich alles über mich ergehen. Und es fiel mir tatsächlich leichter meinen schlechten Gesundheitszustand zu überstehen. Es tat mir einfach gut an sie zu denken und machte mir wieder Mut.

Ich durfte wieder trinken und hatte auch einen großen Durst. Eine Schwester reichte mir einen Schnabelbecher mit Wasser an meinen Mund. Allein konnte ich den Becher noch nicht festhalten. Langsam gab sie mir schluckweise zu trinken. Ich durfte noch nicht viel trinken. Das Wasser tat wahnsinnig gut. Ich wollte immer mehr. Es schmeckte mir so sehr und stillte meinen Durst. Das Wasser zu trinken war für mich wie Weihnachten und Ostern zur gleichen Zeit. In dem Moment war mir bewusst, wie wertvoll die Flüssigkeit ist. Ich war dankbar über jeden Schluck, den ich bekam. Ich musste nur noch an das Wasser denken und stierte ständig auf den Tisch, auf dem eine Flasche davon stand. Jedes Mal, wenn eine Schwester ins Zimmer kam, bettelte ich um einen Schluck. Ich wollte nur noch trinken und freute mich schon auf den nächsten Becher.

Meine Frau besuchte mich jeden Tag. Darauf freute ich mich immer wieder. Von früh an bis um drei Uhr am Nachmittag wartete ich auf sie und sah dabei ständig auf die Uhr, die vor mir an der Wand hing. Punkt um drei Uhr stand sie in der Tür. Sie war so froh, dass es mir wieder besser ging und freute sich mich zu sehen. Es tat gut, sie an meiner Seite zu wissen und es war mir sehr wichtig, dass sie im Krankenhaus bei mir war. Mein Allgemeinzustand besserte sich von Tag zu Tag mehr. Meine Gedanken wurden auch klarer und ich war wieder bei normalem Verstand. Ich hatte ja auch mit Geduld abgewartet. Bei der Visite wurde beschlossen, dass ich von der Intensivstation auf die normale Station kam. In diesem Moment hatte ich einen wachen Gedanken. Ich wusste jetzt, dass die Ärzte und das Pflegepersonal nicht meine Feinde sind. Sie meinten es gut mit mir. Diese misstrauischen Gedanken, die ich am Anfang hatte, kamen dadurch, dass ich nach dem künstlichen Koma sehr verwirrt war. Das war mir in dem Moment sehr bewusst. Die Ärzte hatten mir das Leben gerettet und dafür bedankte ich mich recht herzlich bei ihnen. Sie

freuten sich darüber. Ganz erleichtert sagte einer von ihnen zu mir, dass mein Zustand hart an der Grenze war. Ganz besorgt schaute er mich an. Er fügte hinzu, ich sollte mich bei mir selbst bedanken. Ich hätte während des Komas um mein Leben gekämpft. Ohne meinen Lebenswillen hätte ich das Ganze nicht geschafft.

Endlich durfte ich auf die normale Station. Meine Stimmung war ausgelassen und gut. Ein großer Druck fiel von mir ab. Ich bedankte mich noch einmal herzlich beim Personal. Die Pflege an mir war sehr gut. Jeden Wunsch hatten sie mir von den Augen abgelesen. Gut gelaunt fuhren zwei Ärzte mein Bett durch die Gänge. Ich hatte den Eindruck, sie waren ganz stolz auf sich. Dies hatten sie sich auch verdient. Auf dem Weg bemerkte ich die Weihnachtsdekoration an den Wänden. Ich freute mich sehr darüber und spürte somit wieder das Leben. Einen von den Ärzten fragte ich, was für ein Datum wir hatten. Es war tatsächlich kurz vor Weihnachten. Ein bisschen Weihnachtsstimmung kam in mir auf. Endlich sah ich mal etwas anderes als die Intensivstation. Es tat mir richtig gut. Die Ärzte schoben mich in ein Vierbettzimmer und mit einem Lächeln verabschiedeten sie sich bei mir. Sie wünschten mir noch alles Gute. Die frische Luft in dem Raum genoss ich bewusst. Auch war es schön ruhig.

Endlich keine Apparate mehr und das Gepiepse bin ich auch los. Es war einfach herrlich. Immer wieder kam eine Schwester ins Zimmer und kümmerte sich intensiv um mich. Dabei bemerkte ich, wie still ich geworden war. Ich war auffällig ausgeglichen. Mich konnte einfach nichts mehr erschüttern. Aber ich war auch sehr erschöpft. Damit ich nicht so viel nachdachte, lenkte ich mich mit dem Fernseher, der an meinem Bett befestigt war, ab. Von früh an bis in die Nacht hinein sah ich mir die Sendungen und die Filme an. Wenn ein schönes Lied im Fernsehen ablief, bewunderte ich die Melodie. Dies legte sich auf mein Gemüt und mir wurde ganz warm ums Herz. Ich musste sogar weinen, was mir guttat und mich erleichterte.